

EINWÄNDE UND ANTWORTVERSUCHE (STAND 1: 12.06.2018)

AUSZUG – GESAMTER TEXT AUF DER HOMEPAGE ZUGÄNGLICH

Notger Slenczka

Raik Heckl, Das Alte Testament – Grundlage christlicher Identität. Von der Entstehung der autoritativen Literatur des Judentums zu einer Hermeneutik des Alten Testaments, in: LThZ 143 (2018) 437-452

Gerade ist der o.g. Beitrag von Raik Heckl¹ erschienen, einem der am besten ausgewiesenen Experten für die Geschichte der alttestamentlichen Kanonbildung und der ihr zugrundeliegenden Hermeneutik. Ich bin hier (damit wiederhole ich, was ich in Slenczka 2017 [87f.] festgehalten habe) jenseits des Gebietes, für das ich wissenschaftlich zuständig bin – jedenfalls, was die Rekonstruktion der Kanonentstehung angeht. Ich kann zur Frage der Kanonentstehung aus eigener Kompetenz nichts Sachdienliches beitragen (bestenfalls kann ich das Bild, das ich mir davon mache, offenlegen, was ich in Slenczka 2017, 85-124 getan habe). Allerdings weise ich noch einmal mit großem Nachdruck darauf hin, dass die Frage nach der Genese des Kanons und die Feststellung der dafür leitenden Prinzipien nichts hinsichtlich des gegenwärtigen Geltungsanspruchs des Kanons und der seine Auslegung leitenden hermeneutischen Prinzipien präjudiziert (Slenczka 2017, 123). Dieser Hinweis und die Begründung seiner Unausweichlichkeit ist, das zeigt nicht nur der Beitrag von Heckl, notwendig, und gehört nun in das ureigenste Gebiet der Systematischen Theologie. Daneben gehört es zu den damit verwandten Aufgaben der Systematischen Theologie, darauf hinzuweisen, dass die Faktizität eines historischen Ablaufs und seines Ergebnisses sich nicht von selbst in Normativität übersetzt. Dass das Alte Testament zu den Grundlagen der Identität der christlichen Gemeinden in den Jahrhunderten der Formation des Christentums gehört hat, ist unbestreitbar und noch selten bestritten worden; dass es genau darum und in derselben Weise wie damals dazu gehören *soll*, ist ein weiterer Schritt, der sich aus der ersten Feststellung nicht ergibt. Ich habe den Eindruck, dass die einschlägigen Debatten der neukantianischen Tradition in Erinnerung gerufen zu werden verdienen.

¹ Im folgenden ‚Heckl‘ plus Seitenzahl.

Ich werde in der Folge den Beitrag Heckls unter dieser Perspektive analysieren und befragen, setze aber ein mit einem Blick auf seine These und bevorworte diesen Blick mit der Feststellung, dass der Text von Heckl bewundernswert ist und die Arbeiten, die er bisher vorgelegt hat, zu einem schlüssigen, präzisen und, soweit ich sehen kann, originellen Bild der Kanonentstehung verbindet, das die weitläufige Debatte um die (religions-)soziologischen und identitätspolitischen Hintergründe der Kanonbildung aufnimmt und verarbeitet. Er hat zur Zeit der Abfassung seines Textes meine einschlägigen Ausführungen (Slenczka 2017, 85-124) noch nicht zur Kenntnis nehmen können – seine Deutung der Genese des Kanons im Kontext des Judentums sind mit meinen Hinweisen zur christlichen Rezeption der alttestamentlichen kanonischen Schriften schon im Blick auf die Verortung in einem religionssoziologischen Identitätsdiskurs ohne weiteres kompatibel.

1. Zunächst ein **Durchgang durch den Text:**

1.1. **Ansatz.** Heckl verbindet, wenn ich recht sehe, den forschungsgeschichtlichen Ansatz der Deutung der Kanonbildung als Identitätskonstruktion (Assmann) mit der ebenfalls von Assmann, aber auch von Childs vorgetragenen Hinweis auf die Bedeutung des kanonischen Prozesses (Slenczka 2017, 94-105), in dessen Verlauf die Texte kanonischen – das ist für Heckl: normativen – Charakter gewinnen. Die Normativität der Texte, so kann man das Bild der Literaturgeschichte der Kanonbildung, das Heckl zeichnet, zusammenfassen, ist zwischen den Tradenten und den Rezipienten asymmetrisch: die Texte werden ‚strategisch‘, insbesondere durch Autorzuschreibungen, so platziert, dass sie die Intention der Tradenten am Kreis der Hörer (und Leser) durchsetzen (Heckl 442f.). Die Intention der Autoren wandelt sich, so dass sich ein Bild einer Abfolge von Diskursen ergibt, in deren Verlauf sich literarkritische Überarbeitungen und redaktionsgeschichtliche Integrationen der Texte vollziehen: „In einem solchen Prozess von sich verändernden Diskursen sind die Schriften der Bibel in einem kreativen Prozess der Rezeption, Reproduktion, Kontrastierung und Abgrenzung herausgebildet worden. Als autoritativ wurden sie erst akzeptiert, als sich die in den Texten enthaltenen Konzepte der Identität, aber auch die propagierten Formen der Gottesbeziehung durchgesetzt hatten. In ähnlicher Weise dürfte für die neutestamentlichen Texte gelten, dass sie einen entscheidenden Beitrag bei der Formung der christlichen Identität gespielt haben.“ (Heckl, 443).

1.2. **Die Stationen der Kanonbildung.** Heckl zeichnet (443-449) die Phasen der Kanongenese bzw. der Literaturgeschichte des AT nach und bestimmt die jeweils leitenden Intentionen der Identitätsbildung und deren Durchsetzung in argumentati-

ven Strategien. Er unterscheidet eine Phase der Formation der Identität Israels (spät- vor- bzw. frühnachexilisch), in die das Deuteronomium und das deuteronomistische Schrifttum sowie die Konzentration auf die Mosegestalt gehört – die „Mitte des Alten Testaments“ (v. Rad) ist also auch sein Ursprung. Es folgt eine Phase der Konsolidierung dieser religiösen und nationalen Identität in der nachexilischen Zeit, in der Erzähltraditionen integriert und vereinheitlicht werden; schließlich die Phase der Identitätsbildung im Zuge innerjüdischer Auseinandersetzungen und Abgrenzungsprozesse insbesondere im Auseinandertreten der beiden Kultorte des Garizim und Jerusalems und der entsprechenden religiösen Gruppen.

1.3. Die Fortführung ins Neue Testament. Für das Thema relevant ist der dritte Abschnitt des Beitrags, in dem Heckl zunächst für die Ausbildung der kanonischen Schriften des NT einen analogen Prozess annimmt, der ebenfalls an autoritativen Verfassern hängt (bes. Paulus und seine Schüler); auch die neutestamentlichen Schriften sind „als Teil des Diskurses um eine auf Jesus Christus bezogene religiöse Identität entstanden“ (450). In diesen Prozess sind die alttestamentlichen Schriften, so Heckl, selbstverständlich einbezogen, und zwar – das ist nun die gegen Slenczka gerichtete Pointe: ihr Gebrauch und ihr kanonisches Ansehen ist die Voraussetzung ihrer Integration in eine auf Jesus Christus ausgerichtete Identitätskonstruktion und nicht umgekehrt: die Beziehung auf Jesus Christus die Voraussetzung und das Kriterium ihrer Kanonizität: „Der Zusammenhang von alttestamentlichen und neutestamentlichen Schriften hat sich zusammen mit der christlichen Identität herausgebildet.“ (450) Das hat, s.M.n., die Folge, dass die alttestamentlichen Schriften und deren normative Autorität zu den Identitätsvoraussetzungen des Christentums gehören. Die Pointe scheint mir die zu sein, dass nicht eine bereits feststehende, etwa christologisch bestimmte christliche Identität die Bezugnahme auf das AT normiert, sondern dass diese Identität durch das AT bestimmt wird, und zwar so, dass die Schriften des Alten Testaments „in den neutestamentlichen Texten ... in einem Diskurs um die Christologie in zugespitzter Weise auf eine neue Gruppenidentität hin ausgerichtet“ werden (Heckl 450).

1.4. Zusammenfassend. Das heißt: es geschieht genau das, was in den Schritten des Kanonisierungsprozesses seit der spätvorexilischen Zeit geschehen ist; die Auseinandersetzung und die allmähliche Differenzierung zwischen Juden- und Christentum ist eine Parallele zur Auseinandersetzung zwischen Garizim und Zion: „Wie im Jerusalemer Judentum ganz selbstverständlich die Erwählungsformel in Dtn 12 auf Jerusalems bezogen wird, so wurden und werden in den neutestamentlichen Texten

und in der Kirche die eschatologischen Hoffnungen auf das Christusereignis hin gedeutet.“ (451)

2. Anfrage: Die Entstehung der Kirche und des christlichen Kanons als scheitern-der Identitätsdiskurs? Aber ist diese Parallelisierung der Schritte des Kanonisierungsprozesses denn ohne Weiteres zustimmungsfähig? Das folgende ist nicht ohne Risiko – vermutlich werde ich mich durch diese Schritte auf einem mir eher fernliegenden Forschungsgebiet durch Inkompetenz lächerlich machen; und vermutlich wird manch einer, dem meine Position nicht passt, diese eher als Gedankenspiel vorgeschlagene Position zur Hauptsache und zum Fundament meiner Position erklären und mit der möglicherweise leichten Erledigung dieses Vorschlags auch alle weiteren Anliegen für erledigt betrachten. Das ist mir nun aber gleichgültig, und ich schreibe das folgende im Bewusstsein dieses Risikos, als eher spielerische Überlegung und selbstverständlich unter dem Vorbehalt besserer Belehrung:

Die Einordnung der christlichen Identitätsbildung in den Prozess der alttestamentlichen Kanonbildung hinkt, so scheint mir, an einer entscheidenden Stelle: die beiden Textkorpora des Alten und des Neuen Testaments verbinden sich nicht in der Weise miteinander, wie im Korpus der alttestamentlichen Texte die Geschichtsbücher und die Prophetenbücher mit dem Pentateuch im Zuge der nachexilischen Auseinandersetzung zwischen den Heiligtümern verbunden wurden. Während hier eine (gegliederte) Einheit entsteht, bleiben die beiden im entstehenden Christentum normativen Textkorpora – AT und NT – erheblich viel deutlicher getrennt als die drei Teile des Tanach: im Alten Testament entsteht eine gegliederte Einheit, im Falle der christlichen Bibel ein zweiteiliges Buch mit einer klaren Scheidelinie, die durch die Person Jesu markiert ist: das AT enthält keine Texte, die nach dem Jahr 0 entstanden sind, und umgekehrt (vgl. Slenczka 2017, 109f.).

2.1. Scheiternder Identitätsdiskurs? Mir stellt sich daher die Frage, ob es nach den Kategorien von Raik Heckl nicht auch scheiternde Diskursintentionen gibt und ob man ein solches Scheitern nicht im Falle des Versuches der christlichen Gemeinschaften, die soteriologische Bedeutung der Person des Jesus von Nazareth in die Identität Israels einzuschreiben, diagnostizieren muss. Diese Feststellung hat jetzt noch überhaupt keine normativen oder dogmatischen Implikationen, sondern entspringt zunächst einem rein historischen Interesse: Wie würde denn das geschichtliche Ergebnis einer scheiternden Identitätsintention aussehen, die sich durch die Durchsetzung einer intertextuellen Sinnfortschreibung zu etablieren versucht? Doch wohl so, dass es nicht gelingt, im kollektiven Bewusstsein einer religiösen Gemeinschaft die autori-

tativen Texte als Fundament einer bestimmten (in diesem Fall christologisch definierten) Identität auszuweisen. Es bildet sich mit einem solchen Scheitern, wird man vermuten dürfen, genau das Verhältnis von Judentum und Kirche aus: die überwiegende Mehrheit der religiösen Gemeinschaft, deren Identität sich im Prozess der Ausbildung des Korpus der alttestamentlichen Schriften ausgebildet hat, hat diesen Vorgang der Umstrukturierung und das damit verbundene ‚Identitätsangebot‘ nicht mitvollzogen, und die neue Gemeinschaft hat dies genau dadurch anerkannt, dass sie sich selbst ebenso in Abgrenzung gegen die Ursprungsgemeinschaft definiert wie umgekehrt, und vor allem dadurch, dass sie das entstehende Korpus neutestamentlicher Schriften neben das Korpus der überkommenen Schriften stellt, sich selbst als ‚neu‘ apostrophiert und das Verhältnis zur Ursprungsgemeinschaft als bleibendes Problem mitgeführt hat. Gerade weil, so scheint mir, die sich im Laufe des ersten Jahrhunderts religiös verselbständigenden christlichen Gemeinden an der Selbstverständlichkeit des ‚Alten Testaments‘ und damit der Schriften, die in den parallel existierenden jüdischen Gemeinschaften fortgelten, festhalten, ist ihre Identität mit dem dort beschriebenen Bundesvolk höchst spannungsreich und klärungsbedürftig. Ich habe immer auf die (ebenfalls nicht spannungsarme) Identifikation der ‚Kirche‘ mit dem ‚wahren‘ Israel ‚kata pneuma‘ hingewiesen, die Paulus in Rö 9-11 vollzieht und die nur um den Preis der Unterscheidung vom Israel ‚kata sarka‘ gelingt (Slenczka 2017 [der Aufsatz von 2013] 77ff.) – aber daneben stehen eben die zunehmend problematischen Verhältnisbestimmungen, die die Deuteropaulinen einerseits und die die synoptischen Evangelien, insbesondere aber das Doppelwerk des Lukas, und vor allem die Verhältnisbestimmungen, die das Corpus Johanneum vornimmt.²

2.2. Der spannungsvoll zweiteilige Kanon. Wenn das richtig ist: Ist nicht das spannungsreiche Nebeneinander zweier Textkorpora, in dem der christliche Kanon resultiert, gerade im Vergleich mit der gegliederten Einheit des alttestamentlichen Kanons ein Indiz des Scheiterns einer intendierten Identitätskonstruktion, an deren Stelle dann ein höchst spannungsreiches Identitätskonstrukt und ein entsprechend spannungsreiches nebeneinander kanonischer Textkorpora tritt? Dann impliziert aber die dem Christentum eingeschriebene Differenz zweier Textkorpora zugleich die Anerkennung dieses Scheiterns und die Anerkennung der Problematik der Selbsteinschreibung der Kirche in die Geschichte Israels. Es ist dem jesugläubigen Teil des Judentums nicht gelungen, dieses Identitätsangebot im Judentum durchzusetzen,

² Es ist mir völlig klar, dass das Bild eines problematischen Verhältnisses der Kirche zu Israel in den genannten Texten und Textkorpora forschungsgeschichtlich umstritten ist.

und so bildet sich das Spannungsverhältnis von jüdischer und ‚christlicher‘ Identität auch im spannungsvollen Verhältnis der beiden Textkorpora ab.

2.3. Fraglichkeit der ‚Selbstverständlichkeit‘ des AT. Diese Beschreibung ist eine Deutungsmöglichkeit, an der das Recht meiner These zum AT nicht hängt – aber meine Rückfrage an Raik Heckl ist diese: Ist dieses eben skizzierte Bild einer scheinenden Identitätsbildung (im Zuge der Fortsetzung des Kanonbildungsprozesses durch die Integration der alttestamentlichen Texte in neue Textualitätszusammenhänge) nicht mindestens ebenso plausibel wie das von Heckl gezeichnete? Wenn dem so wäre – ich bin kein Fachmann! –, dann ist die Behauptung Heckls aber fragwürdig: „Ein Verweis auf ... die Thesen des christlich-jüdischen Dialoges von der ursprünglichen Beziehung Israels zu den alttestamentlichen Schriften sind keine geeigneten Argumente, den Zusammenhang von alttestamentlichen und neutestamentlichen Schriften und von Kirche und Altem Testament zu bestreiten.“ (Heckl 451). Einmal ganz abgesehen davon, dass kein Mensch diesen ‚Zusammenhang‘ als historischen Zusammenhang bestreitet oder auch nur bestreiten könnte: dass der Zusammenhang besteht, impliziert noch längst nicht, dass er in den Anfängen als unproblematisch betrachtet wurde und das AT sich in der von Heckl beschriebenen Weise problemarm in den Identitätsdiskurs der jungen Kirche einfügte. Ich habe für Paulus versucht auszuweisen, in welchem Sinne er sich auf das AT bezieht; problemarm ist aber auch diese Bezugnahme nicht, sondern für ihn zu haben nur um den Preis einer Unterscheidung des ‚Israel kata sarka‘ und ‚kata pneuma‘, der Abstammungsgemeinschaft (die in der Mehrheit ist und sich dem Glauben an Christus verweigert) und der Glaubensgemeinschaft (die ‚kata pneuma‘ Israel ist).

Wenn es aber so ist, dass der Versuch der christlichen Gemeinden, die Person Jesu von Nazareth und ihre Bedeutung in die Identität des Judentums einzuschreiben, scheitert, dann hat die These, dass das Alte Testament primär die Identitätsgrundlage des (nicht-christlichen) Judentums ist, durchaus etwas für sich und wird von den christlichen Gemeinden gerade in der Nebeneinanderordnung der Textkorpora anerkannt.

Deutlich ist jedenfalls: das von Raik Heckl gezeichnete Bild ist nicht alternativlos.

3. Anfrage: Normativität des Faktischen? Dass die ‚urchristlichen‘ Gemeinden sich (unbeschadet des beschriebenen Bruchs) auf das Alte Testament in aller Selbstverständlichkeit bezogen haben, ist unstrittig. Dass es, gerade weil die ersten Gemeinden sich als Teil des Judentums verstanden, zu den Identitätsbedingungen der ersten Christenheit gehörte, ist ebenfalls unstrittig – das habe ich schon im ersten Aufsatz in

einer Auslegung von Rö 11 festgehalten. Die community der ‚Verteidiger des AT‘ sollte (Heckl 451f) endlich, endlich, endlich einmal damit aufhören, so zu tun, als ob ich (oder Schleiermacher oder Harnack oder sonst wer) das bestritten und etwas anderes behauptet hätten (Slenczka 2017, 318 und öfter!). Warum muss ich das eigentlich immer wieder richtigstellen? Irgendwann muss man auch einmal damit anfangen, eine gestellte Frage adäquat wahrzunehmen und nicht ständig nicht vertretene Positionen widerlegen!

3.1. **‚Genetische‘ Voraussetzung?** Es ist allerdings fraglich, ob diese Feststellung – das AT gehört zu den unverzichtbaren Voraussetzungen und Bedingungen, unter denen die Christenheit in den ersten Jahrhunderten ihre Identität bestimmt – eine Normativität für alle Zeit entfaltet. Dass dieser Zusammenhang damals bestand, heißt ohne weitere Begründung noch längst nicht, dass das immer – und gar für den Rest der Christentumsgeschichte – so sein muss.³ Die beliebte Parallele zu den genetischen Grundlagen der Identität von Spezies, die Raik Heckl und viele andere ziehen (vgl.: „Dieser [Zusammenhang von Kirche und Altem Testament, N.Sl.] hat sich – wenn man so will – *genetisch* im Prozess der Herausbildung der christlichen Gemeinschaft und ihrer Abgrenzung zum Judentum in der Identität des Christentums niedergeschlagen ...“, Heckl 451; kursiv von mir) ist nicht weiterführend. Das kann man sich mit einer relativ einfachen Überlegung klarmachen:

3.2. **Das Selbstverständliche und seine theologische Reflexion.** Heckl macht zu Recht darauf aufmerksam, dass die Karriere des Alten Testaments in der Kirche nicht mit einer Vergewisserung über seinen christologischen Sinn beginnt (449, vgl. oben S. 78; 1.3.). Das ist geschenkt; es ist genau so wahr, wie der Glaube an Christus nicht mit einer Vergewisserung darüber beginnt, dass er wirklich der verheißene Messias ist – vielmehr formuliert sich eine von den ersten Christen erfahrene Bedeutung der Person mit den Mitteln der Messiaserwartung; und es ist genau so wahr, wie die Feststellung, dass Gott der Grund des Glaubens ist: der Glaubende führt vor dem Nachsprechen des Glaubensbekenntnisses auch keinen Gottesbeweis. Das heißt nun aber nicht, dass die Kirche keine Christologie oder keine Gotteslehre ausbildet, in der sie die Bezugnahme auf Jesus als den Christus und die Bezugnahme auf so etwas wie Gott explizit begründet. Und entsprechend kann die ‚Vorgegebenheit‘ des AT auch nicht bedeuten, dass die Kirche nicht irgendwann beginnt, darüber zu reflektieren, ob sie sich zu Recht (oder zu Unrecht) auf das Alte Testament bezieht, und wie es

³ Auch hier: das heißt noch nicht, dass ich diese Infragestellung nun auch vornehme, und wenn ich sie vornehme, heißt das noch nicht, dass das AT in der Kirche nicht mehr gelesen und gottesdienstlich verwendet oder bepredigt wird!

sich zum Neuen Testament verhält. Das als selbstverständlich Übernommene und Vorausgesetzte wird zum Gegenstand der Vergewisserung, die so aussieht, dass das Übernommene und Selbstverständliche in seinem Recht ausgewiesen wird – sei es durch den Abgleich mit dem Anspruch nach allgemeingültigen Einsichten, oder durch den Abgleich mit anderen Einsichten des christlichen Glaubens – in diesem Sinne haben die unterschiedlichen Theologen wie Friedrich Schleiermacher (§ 12, vgl. Slenczka 2017, 62-64), Albrecht Ritschl und Karl Barth hingewiesen.⁴ Und die dabei zur Geltung gebrachten Kriterien der Kanonizität können selbstverständlich auch zum Kriterium der Bestreitung der Normativität von Teilen des Kanons werden. Die Faktizität eröffnet die Möglichkeit ihrer Begründung, und die vorgebrachten Gründe können zu Instrumenten der Bestreitung werden. Das ist völlig selbstverständlich – entsprechend ist es nicht illegitim, die Geltung des selbstverständlich vorgegebenen Kanons auf formale (die Apostolizität der Verfasser; das Alter der Texte) oder materiale (das Evangelium von Jesus als dem Christus) Gründe zu stützen und diese Kriterien nötigenfalls gegen eine ‚stroherne Epistel‘ in Stellung zu bringen.

3.3. Seitenblick auf die ‚Genetik-Parallele‘. Das gilt – nebenbei bemerkt – auch für die von Raik Heckl gezogene Parallele zur genetischen Ausstattung von biologischen Arten: kein Biologe spricht hier von einem nicht weiter begründbaren genetischen Schicksal, sondern jeder Biologe fragt nach dem umweltbedingten Selektionsdruck, der bestimmte genetische Mutationen bzw. deren Expressionen bevorzugt hat – dass Eisbären ein weißes Fell haben, ist auch für einen Biologen keine unerklärliche genetische Vorgegebenheit, sondern die Folge dessen, dass Eisbären mit schwarzem Fell im einschlägigen Habitat geringere Überlebenschancen haben. Die genetischen Grundlagen der Identität sind in einem weiteren Schritt ihrerseits begründbar in weiteren Faktoren.

3.4. Die Geschichte der Infragestellung des AT und die Begründung seiner Normativität. Ebenso ist die schlichte Vorgegebenheit des Alten Testaments im Laufe der Theologiegeschichte infrage gestellt worden und spätestens dann zum Gegenstand theologischer Reflexion und wie auch immer vollzogenen Begründung geworden. Mit großer Selbstverständlichkeit sind im Laufe der Christentumsgeschichte nach theologischen Kriterien auch schwerwiegende Eingriffe in den Umfang des Kanons vorgenommen worden – ich brauche ja nun nicht auf die kriteriengeleitete Orientierung der reformatorischen Kirchen am hebräischen Kanon und die entsprechende Reduktion des Umfangs hinzuweisen, und ich brauche nicht darauf hinzu-

⁴ Schleiermacher, Glaubenslehre 1839 § 12; Ritschl, Rechtfertigung und Versöhnung III, 1888, §§ 3 und 4; Barth, Cur Deus homo.

weisen, dass Luther in der Auseinandersetzung mit Agricola nicht etwa ein ‚das war immer schon so‘ zur Geltung gebracht hat, sondern Kriterien für die Geltung der alttestamentlichen Schriften in der Christenheit angegeben hat (Slenczka 2017, 217-232). Ähnlich sind andernorts – etwa von Karl Barth – die Einwände gegen eine Kanonizität des Alten Testaments ausführlich und begründet widerlegt worden.

3.5. Warum ist das Faktische normativ? Möglicherweise habe ich an diesem Punkt eine gedankliche Blockade, die ich ggfs. zu beheben bitte – ich kann aber weder hier bei Raik Heckl noch anderwärts nachvollziehen, warum der Hinweis auf die Faktizität der Bezugnahme auf das Alte Testament im Laufe der Kirchengeschichte eine theologische Reflexion der Selbstverständlichkeit ausschließen sollte, in der einerseits diese Selbstverständlichkeit gegen Infragestellungen begründet wird, in der andererseits aber Kriterien formuliert werden, die dann auch zu einer begründeten Relativierung der normativen Geltung des Alten Testaments oder einzelner kanonischer Schriften führen können – genau dies ist im Zuge der Reformation geschehen (Slenczka 2017, 217-232). Das bedeutet aber eben, dass der Verweis auf das schiere Faktum der Vorgegebenheit des AT eine theologische Begründung, die diese Faktizität plausibilisiert, zulässt und nicht ausschließt; diese Begründung kann etwa im Rückgang auf das Evangelium von Jesus Christus liegen. Und es bedeutet, dass dem Zerbrechen dieser Begründung nicht mit dem Rückgang auf die schiere Faktizität begegnet werden kann.

4. Anfrage: Stellt nicht die westliche Christenheit diese Bedingungen der Kanonizität in Frage?

4.1. Die Kirche hebt die theologische Begründung der Kanonizität des AT auf. Und hier muss man ja nun einfach sagen – und damit bin ich wieder bei einem Argument, das ich immer vorgetragen habe: Es ist ja nicht einfach so, dass ich (oder Schleiermacher oder andere) Argumente gegen die Kanonizität des Alten Testaments vortragen, sondern die Kirche in den westlichen Ländern hat die Argumente, auf die begründet die faktische religiöse Bezugnahme der Kirche auf das AT theologisch nachvollzogen wurde, selbst in Frage gestellt, indem sie implizit, aber auch direkt und ausdrücklich darauf verzichtet, das AT als Zeugnis des Evangeliums von Jesus Christus zu verstehen (Slenczka 2017, 160-194). Raik Heckl stellt, wie oben zitiert, fest: es „... wurden und werden in den neutestamentlichen Texten und in der Kirche die eschatologischen Hoffnungen auf das Christusereignis hin ausgedeutet“ und fährt fort: „Das geschieht heute in anderer Weise, als es in der Alten Kirche und in der Reformationszeit geschah. Allerdings ist es derselbe ursprüngliche Zusammen-

hang, der sich in der Antike in einer christologischen Interpretation ausgedrückt hat. Er hat damals zu den allegorischen Interpretationen geführt, und er lässt noch heute ganz selbstverständlich die alttestamentlichen Lesungen im Gottesdienst erklingen. Aufgrund dessen ist die alttestamentliche Theologie ein notwendiger Bestandteil der christlichen Theologie.“ (451)

Zunächst einmal ist sachlich klar, dass mitnichten nur die eschatologischen Hoffnungen auf das Christusereignis bezogen gedeutet wurden, sondern dass von Anfang an und bereits bei Paulus die Identitätsgrundlagen des Judentums christologisch gedeutet wurden, angefangen vom Bund Gottes mit Abraham (Slenczka 2017, 79-82), und ebenso das Sinaigesetz (ebd. 233-235).

4.2. Das Fehlen einer neuen Begründung. Abgesehen davon: Es tut mir leid, aber ich finde die zitierte Auskunft Heckls schmallippig. Mir ist schon semantisch nicht klar, ob Heckl der Meinung ist, dass die faktische Geltung des AT in der Kirche in früheren Zeiten durch eine christologische Auslegung und heute ebenfalls, aber „in anderer Weise“ christologisch begründet wird, oder ob er den Satz so verstanden haben will, dass die faktische Geltung früher christologisch und heute mit einer anderen, beispielsweise nichtchristologischen Argumentation begründet wird.

4.2.1. Im ersten Fall wäre er der Meinung, dass es heute eine christologische Auslegung des Alten Testaments gibt – ich kenne diejenige von Markus Witte und diejenige von Meik Gerhards, habe beide untersucht und finde sie achtunggebietend, aber mit mir einleuchtenden Gründen nicht überzeugend. Daneben steht ein breites Feld von Positionen unterschiedlicher Teilfachgebiete, die eine solche Auslegung des AT für illegitim halten – angefangen von Frank Crüsemann über Berthold Klappert und Klaus Wengst, Erich Zenger, Rolf Rendtorff etc.pp., und die auch die ungebrochene Fortführung einer christologischen Interpretation (etwa im Medium einer einsinnigen Traditionsgeschichte bei Hartmut Gese, oder einer offenbarungstheologischen Lektüre des AT bei Karl Barth, einer Fortführung einer Lutherischen Deutung bei Otto Kaiser) für hochproblematisch halten. Da wüsste ich also gern, wie genau eine angesichts der Anfragen begründete christologische Deutung des AT in der Gegenwart aussieht. Die schiere Behauptung, es gebe so etwas, ist zumindest erläuterungsbedürftig.

4.2.2. Sollte das an zweiter Stelle genannte Verständnis des Satzes richtig sein (eute wird eine andere, nichtchristologische Begründung für die Kanonizität des AT geboten), dann würde das bedeuten, dass jede theologische Begründung für die kanonische Gleichrangigkeit von AT und NT gegenüber der Faktizität seiner Geltung

zweitrangig ist – die theologische Begründung hat lediglich die Aufgabe, diese Faktizität zur Geltung zu erheben, und wenn sie nicht mehr zieht, ist nicht die Geltung in Frage zu stellen, sondern eine andere Begründung zu suchen. Gewiß, so könnte man Theologie betreiben – aber dazu kann ich mich nicht überreden (aber ich weise angesichts des betonten Hinweises von Heckl auf die Verwendung des AT im Gottesdienst vorsichtshalber noch einmal ausdrücklich darauf hin, dass auch mein Vorschlag nicht den Verzicht auf eine Verwendung des AT in gottesdienstlichen Lesungen oder als Grundlage der Predigt impliziert. Das dürfte sich allmählich einmal herumgesprochen haben). Und auch dann ist die Frage zu stellen, wie denn nun eine solche Begründung der ungebrochenen Geltung des AT aussieht, denn der schiere Verweis auf die Faktizität vergangener Geltung ist so wenig weiterführend wie der schiere Verweis darauf, dass das AT zu den Formationsbedingungen des NT gehört oder, was nicht Heckl, sondern mein kirchengeschichtlicher Fachkollege hier in Berlin für hinreichend hielt: dass Jesus und seine Jünger das AT verwendet und als normativ betrachtet haben. Die haben vieles getan und für richtig gehalten, was zu tun und für richtig zu halten uns nicht entfernt einfiele.

5. **Zusammenfassend**, und dafür noch einmal zurückkommend auf die Parallele zur genetischen Ausstattung von biologischen Arten:

5.1. **Die Person Jesu von Nazareth als Grund der Neuformierung der religiösen Identität.** Raik Heckl ordnet die Kanonbildung ein in die Identitätsbildung der christlichen Gemeinden, tut also ungefähr das, was ein Biologe tut, wenn er zur Erklärung der Durchsetzung genetischer Muster nach den Selektionsbedingungen der jeweiligen Umwelt fragt: die genetische Ausstattung von Arten reagiert demnach auf Umweltbedingungen, was von manchen Biologen zuweilen mit zweckrationalen Metaphern unterlegt wird. Hier, im Bereich der Ausbildung und Hermeneutik kanonischer Texte, geht der Selektionsdruck von religions- und kultursoziologisch bedingten Identitätsanliegen aus. Nun stellt sich die Frage, warum eigentlich die Christenheit die Notwendigkeit verspürte, über die mehr oder weniger stabile (im Zuge des Prozesses der Kanonbildung in Auseinandersetzung mit den Samaritanern [so Heckl] gewonnene) Identität des Judentums hinauszugehen – und da muss man ja nun vermutlich sagen, dass die strittige Zentralstellung der Person Jesu von Nazareth, die sich ihnen aufgedrängt hatte, eine Neuformierung der eigenen jüdischen Identität notwendig erscheinen ließ. Bereits hier wird man doch feststellen müssen, dass die überkommene Identitätskonstruktion durch die religiöse Bedeutung Jesu von Nazareth gestört und in einen neuformierenden Diskurs genötigt wurde. Die Person Jesu von Nazareth und deren soteriologische Bedeutung wurde in der Tat

zum Zentrum der Rezeption des (noch unfertigen) Korpus der alttestamentlichen Schriften – da ist das Bild einer christologisch begründeten Hermeneutik der Texte gar nicht so verkehrt: „daß alles in derselben [i.e. christlichen Glaubensweise, N.Sl.] bezogen wird auf die durch Jesum von Nazareth vollbrachte Erlösung“ (Schleiermacher, Glaubenslehre 21830, § 11 Leitsatz). ‚Zugespitzt‘ sollte man also nicht formulieren: „Der Zusammenhang von alttestamentlichen und neutestamentlichen Schriften hat sich zusammen mit der christlichen Identität herausgebildet“ (Heckl 450), sondern: „Die christliche Identität bildet sich heraus mit der Deutung der religiösen Bedeutung der Person Jesu im Kontext der alttestamentlichen Schriften und umgekehrt“ – denn die neutestamentlichen Schriften sind natürlich nicht Moment, sondern Ergebnis dieses Prozesses: sie sind das christologisch neugedeutete Alte Testament (Slenczka 2017, 320).

5.2. Die bleibende Aporie. Die Kirche ist von diesem Ergebnis des kanonischen Prozesses ausgehend dazu übergegangen, das Alte Testament nicht ‚nur‘ als die Voraussetzung dieses Ergebnisses, sondern selbst als bleibendes Zeugnis für die Person Jesu zu verstehen. Mitnichten hat sie das in allegorischen Interpretationen und damit im Bewusstsein der Differenz von Literalsinn und christologischer Auslegung getan (das scheint mir Heckl 451 Abs. 2 zu meinen), sondern die meisten – ich sage bewusst: die meisten! – theologischen Hermeneutiker bis ins 18. und manche bis ins 20. Jahrhundert hinein waren der Meinung, dass diese allegorische Auslegung auf Christus hin vom Text selbst gefordert wird (der Sinn der Texte ist), oder sogar, dass das AT im Literalsinn Zeugnis für Christus bzw. den trinitarischen Gott ablegt (etwa Augustin in seiner Genesisauslegung ‚De Genesi ad literam‘).

Die Frage ist eben: was geschieht, wenn diese Voraussetzung eingezogen wird – sei es im christlich-jüdischen Dialog, sei es als Ergebnis einer (hermeneutisch angemessenen oder unangemessenen) Verständigung über den historischen Sinn der Texte? Ich habe vorgeschlagen, dass in diesem Fall das AT als Voraussetzung des christlichen Glaubens zu stehen kommen könnte, und in der Gegenwart die Funktion haben kann, das immer schon lebensweltlich erfahrene Angegangensein durch den Gott, der sich dann in Jesus Christus neu ‚definiert‘, zur Sprache zu bringen – eben: das fromme Bewußtsein, wie es im Gegensatz zwischen dem Bewußtsein der Sünde und der Gnade immer schon voraus- und mitgesetzt ist, wie Schleiermacher in der Überschrift zum ersten Hauptteil der Glaubenslehre schreibt.

Eine Alternative dazu wäre ein erneuter Anlauf einer christologischen Hermeneutik des AT; dergleichen wurde vorgeschlagen, aber dergleichen hat Probleme, die diesen

Weg für mich nicht überzeugend machen – das habe ich begründet (vgl. die Auseinandersetzung mit Gerhards oben; vgl. zu Markus Witte: Slenczka 2017, 163-166). Eine weitere alternative Möglichkeit wäre eine rezeptionshermeneutische Vermittlung einer jüdischen und einer christlichen Perspektive auf das AT – aber damit wird, wie ich begründet habe (Slenczka 2017, 193f.; 236-242), das Konzept einer Kanonizität insgesamt jedenfalls in der Weise, wie die reformatorischen Theologen das verstanden haben (der Text regiert die Auslegung und nicht umgekehrt), hinfällig (vgl. oben zu Marksches, S. 69f., 7.3.). Diese Aporie löst auch Raik Heckl nicht auf.